



Agnes Moos Rojka

Ach, wie gut, dass niemand weiß ...

von Helga Kohl



Agnes Moos Rojka, 1985

Als meine Freundin Agnes Moos Rojka im August 2016 verstarb, war ich 55 Jahre alt. Kennengelernt haben wir einander, als ich 17 Jahre alt war, das heißt, wir sind etwa 38 Jahre miteinander durchs Leben gegangen. Da erlebt man schon einiges gemeinsam.

Agnes Moos wurde am 24.6.1942 in Illnau in der Schweiz geboren und war ein überdurchschnittlich begabtes Kind. Mit etwa fünf Jahren wurde sie Opfer eines furchtbaren Verbrechens, das ihren ganzen weiteren Lebensweg beeinflusst hat. Ihr Vater verstarb früh, für die Mutter wurde ein Sachwalter bestellt, und Agnes und ihr Bruder Karl mussten bei Bauern als Verdingkinder Schwerarbeit leisten.

Nach der Pflichtschule machte Agnes eine Berufslehre als Laborantin und Arztgehilfin. 1966 emigrierte sie nach Kanada und studierte dort neben ihrem Beruf Gesang. Sie errang einige Preise und trat als Konzert- und Opersängerin auf. In Kanada lernte sie auch ihren späteren Ehemann Johann Rojka kennen. 1976 kamen beide nach Österreich. Bei einem Besuch in der Schweiz verunglückte Agnes mit dem Auto und konnte ihre Gesangskarriere nicht mehr fortsetzen. Jahre mit etlichen Operationen und Spitalsaufenthalten folgten, 1991 die Diagnose Multiple Sklerose.

Mitte der 1980er-Jahre hatte sie begonnen, ihr Kindheits-trauma mittels Hypnosens aufzuarbeiten. In der Folge begann sie zu schreiben und es entstanden über 700 Gedichte,

Prosastücke und ein Drama. Im Jahr 2004 publizierte sie den autobiographischen Roman *Ach, wie gut, dass niemand weiß ...*, in dem sie ihre traumatischen Kindheitserlebnisse und ihre Jugendjahre als Verdingkind bei Schweizer Bauern verarbeitete. Sie widmete sich auch der Malerei und schuf einige Ölbilder.

Seit 2009 war sie verwitwet und durch Multiple Sklerose und begleitende Leiden schwer krank. Allein mit der Unterstützung einiger Freunde meisterte sie ihren beschwerlichen Alltag. Die letzten Jahre lebte sie zurückgezogen gemeinsam mit ihrem Chihuahua-Mädchen „Queena“ in Schwechat. Am 12. August 2016 schloss sie für immer ihre Augen.

Publikationen

Ein Fenster voller Himmel, Gedichte, 2002, € 10,-
Wo die Blumen sind, Gedichte, 2006, € 10,-
Vollendung, Gedichte, 2008, € 10,-
Der Tod und der Tor, Drama, 2002, € 10,-
Ach, wie gut, dass niemand weiß ..., autobiographischer Roman, 2004, € 20,-

Alle Bücher sind in der *Edition Weinviertel*, A-3482 Gösing am Wagram, erschienen und können schriftlich oder telefonisch bestellt werden: helga.kohl@chello.at oder Tel. 0664-436 08 15.

In ihren literarischen Werken hat Agnes Moos Rojka viel Biographisches und ihr schweres Schicksal verarbeitet. Durch alle Werke zieht sich ihr tiefer Glaube, wodurch immer wieder ihre positive Lebenseinstellung und Hoffnung auf Erlösung offenbar wird. Die folgenden Textproben mögen zeigen, wie berührend eine großartige Frau ihr schweres Leben zu schildern verstand.

>>>

Helga Kohl, geboren in Wien, studierte Musikwissenschaft an der Universität Wien und Gesang bei Agnes Moos Rojka. Neben ihrem Brotberuf beim Österreichischen Roten Kreuz singt sie unter anderem geistliche Musik, tritt in Wienerlied-Vereinen auf und organisiert eigene Konzerte mit Schwerpunkt Operette, Wienerlied und Unterhaltungsmusik.



Ach, wie gut, dass niemand weiß ...

Essensreste aus dem Schweinekübel

von Agnes Moos Rojka

„Da seid ihr ja“, ertönte eine resolute Stimme. Eine Frau mittleren Alters mit ergrauten Haaren trat auf sie zu und reichte Frau Dietschi die Hand. Sie begrüßten sich. Dann wandte sich die Frau Helen zu. „Du bist Helen?“, fragte sie freundlich. Helen nickte und fasste die ausgestreckte Hand zum Gruß.

„Und du bist also Emil. Von dir habe ich schon einiges gehört.“ Das Missfallen in ihrer Stimme nahm Helen sehr deutlich wahr; es erweckte in ihr den Beschützerinstinkt. Sie sah ihren Bruder an und bemerkte sein bleiches Gesicht.

„Ihm ist genauso jammervoll zumute wie mir“, dachte sie. Scheu fasste sie nach seiner Hand, die er ebenso scheu drückte und verlegen wieder losließ.

„Wo sind denn die Koffer?“, fragte die Frau.

„Die habe ich als Passagiergut aufgegeben. Man sagte mir, sie würden mit dem Abendpostauto kommen“, antwortete Frau Dietschi.

„Aha. Dann kommt jetzt, ich habe einen Zvieri¹ für euch vorbereitet“, sagte die Bäuerin.

Sie gingen etwa fünf Minuten, bis sie zu einem großen Bauernhaus gelangten. Sie wurden in eine riesige Küche geführt. Zwei kleine Fenster, gegen Norden gerichtet, ließen nicht viel Licht herein. Das gab dem Raum etwas Düsteres. Aber angenehm kühl war es. Den Boden bedeckten große, viereckige, ausgetretene und verblasste Steinfliesen. Ein riesiger gusseiserner Herd stand an der Wand, daneben befand sich die Ofentüre, die zum Heizen des Kachelofens diente. Unter einem der Fenster eine Abwasch, rechts davon ein Speisekästchen, mit Fliegengitter bespannt, und ein Geschirrschrank. Unter der hölzernen Treppe, die in den ersten Stock hinaufführte, standen allerlei Schuhe, an der Wand hingen Mäntel und Pelerinen. Auf einem großen, mit rückenlosen Bänken umgebenen Eichentisch war für drei Personen gedeckt.

„Langt nur zu; ihr werdet Hunger haben“, lud die Bäuerin ein. Es gab selbst gebackenes Brot, Käse, Wurst und Speck und für die Kinder Milch.

„Für uns zwei habe ich einen Kaffee gekocht“, sagte Frau

Leuenberger zu Frau Dietschi, und dann wandte sie sich wieder an die Kinder. „Ihr könnt Tante Gretli zu mir sagen. Onkel Hermann, das ist der Bauer, und mein Sohn Heinz sind auf dem Feld, aber sie kommen bald nach Hause. Sie mähen Gras. Eigentlich müsste ich auch draußen sein, um mitzuhelfen. Hier oben auf fast tausend Metern sind wir mit dem Heueinbringen etwas später dran als die Bauern unten im Tal. Bald wird auch schon mit der Ernte angefangen. Da haben wir dann alle Hände voll zu tun. – Esst, Kinder“, forderte sie Helen und Emil laut auf, als sie sah, dass sie sich nicht getrauten zuzugreifen. [...]

[Bald] vorher musste Helen die Erfahrung machen, dass selbst mit gutem Willen gewisse Arbeiten für sie zu schwer waren. Bange sah sie von nun an einmal im Monat dem Wäschetag entgegen. Um 5 Uhr früh wurde sie geweckt und gleich zur Arbeit eingeteilt. Socken, viele dicke Wollsocken, eingeweicht in Seifenlauge, mussten auf dem Waschbrett sauber gerubbelt werden. Im kupfernen Waschtrog kochten Leintücher und Unterwäsche, die man dann im kalten Wasser spülte. Auswringen zusammen mit der Bäuerin, spülen, wieder auswringen. Dann ging es ans Aufhängen. Helen glaubte, die Anzahl von Taschentüchern, Handtüchern und den vielen anderen Wäschestücken würde nie ein Ende nehmen.

Zu Mittag aß man in aller Eile einen am Vortag zubereiteten Eintopf. Als die Arbeit endlich zu Ende ging, gab es nicht einen Knochen, der Helen nicht schmerzte. Todmüde und total erschöpft aß sie am Abendtisch vom Rest des Eintopfes. Dann wartete die Abwasch von zwei Mahlzeiten auf sie. [...]

Der Herbst kam und mit ihm die Ferien. Neue Pflichten warteten auf die Kinder. Emil musste zusammen mit Heinz vom Tobel² Holz herauftragen. Stunden um Stunden mühte er sich ab. Der Junge litt bald unter Rückenschmerzen. Als er dann noch den schweren Mist auf den Weiden verteilen musste, da zog er sich mit der Zeit eine schief wachsende Schulter zu.

Aber was ihn am meisten quälte, war der Hunger. Die beiden Kinder hatten ein Versteck gefunden, wo sie sich jeweils sonntags nach der Kirche trafen. Über dem Stall auf dem Heuboden lag es, in der hintersten Ecke. In der ersten Zeit klagten sie sich gegenseitig ihre Nöte, aber bald war es nur noch Emil, der Helen sein Herz ausschüttete. So auch an diesem Tag:



„Ich habe so Hunger! Kannst du nicht versuchen, mir etwas Essen auf die Seite zu legen? Du bist doch viel allein in der Küche“, bat er seine Schwester.

„Ich will es versuchen. Aber es wird nicht leicht sein. Die Bäuerin kontrolliert alles. Essensreste schmeißt sie selber in den Topf für die Schweine.“

„Sie ist geizig, die Hexe. Sie füttert lieber die Säue, als dass ich ein zweites Mal etwas auf den Teller bekäme. Und immerzu gibt es Haferbrei und Rösti und nur hie und da ein Rädchen Wurst oder ein winziges Stück Fleisch. Aber die beiden Männer, die können sich nehmen, was sie wollen!“

Auch Helen hungerte oft, aber es schien ihr nicht so viel auszumachen. Sie gewöhnte sich daran. Doch sie nahm sich vor, künftig dafür zu sorgen, dass Emil satt wurde.

„Warum nur schreibt uns das Müeti nicht?“, fuhr er mit seiner Klage fort. „Ich habe den Bauern gefragt, aber der hat gesagt, ich solle mit der Bäuerin reden. Ich wollte es tun – doch dann traute ich mich nicht. Das Müeti, es ist doch irgendwo, nicht wahr, Helen? Es ist doch nicht ... nicht ... nicht tot?“, schluchzte er.

„Du musst nicht traurig sein, Emil, ich bin ja noch da!“

Als sein Weinen nicht enden wollte, sagte sie: „Eines Tages werde ich unser Müeti finden, ich verspreche es dir ... nur stille sein muss ich und hoffen auf den Tag“, fügte sie vor sich hinmurmeln hinzu.

Helen war so überzeugt von ihrer Mission, dass sie niemals auch nur eine einzige Sekunde daran gezweifelt hätte. Wieder gab sie ihrem Bruder ihr Taschentuch, doch dann, als sein Schluchzen zu heftig wurde, trocknete sie ihm die Tränen und nahm ihn herzlich in ihre Arme. Sie wiegte ihn wie ein kleines Kind, bis er ruhig wurde.

Emil, der ältere, durfte sich aufrichten an vielen hoffnungsfrohen Worten seiner kleinen Schwester. Von nun an übernahm Helen wie selbstverständlich die Verantwortung für ihren Bruder. Sie wurde die Tröstende, die Helfende und die Tragende. Mit Fantasie und Einfallsvermögen gelang es ihr, täglich etwas Essbares für Emil zu entwenden. Ein Stückchen Käse, ein Rädchen Wurst, eine Scheibe Schinken oder Speck und sogar rohe Eier ließ sie in der Schürzentasche verschwinden. Es kam ihr nie in den Sinn, etwas davon für sich selbst zu behalten.

Sie vereinbarten, dass Emil sich in die Küche stehlen würde, wenn Helen abwusch und die Luft rein wäre. Oft schon unter der Küchentür schlang er nervös und hastig ohne viel zu

kauen die bereiteten Happen hinunter. Er holte mit bloßen Händen die Essensreste aus dem Schweinekübel heraus und stopfte sie gierig in den Mund, ohne darauf zu achten, dass auch Kartoffelschalen und Gemüseabfälle dabei waren. Er merkte es nicht einmal, so ausgehungert war er. Nur Helen sah es, aber sie schwieg betroffen. Ihre Ohren lauschten auf jedes verräterische Geräusch. Ganze drei Jahre fütterte sie ihren Bruder durch, ohne auch nur ein einziges Mal dabei erwischt zu werden.

aus Agnes Moos Rojka: *Ach, wie gut, dass niemand weiß ...*
Edition Weinviertel 2004, S 132f, S 145f, S 151f

1 Der Zvieri ist eine Jause, die um 16 Uhr eingenommen wird.

2 Tobel = tiefes Tal

Zum Lieben neu bereit von Agnes Moos Rojka

Und wenn das Licht
mir durch mein Seelenfenster bricht,
mir mein Gemüt erhellt,
mich hin auf einen Felsen stellt,
Ja, dann gedenke ich der bösen Zeit
und bin zum Lieben – neu – bereit.

aus Agnes Moos Rojka: *Ein Fenster voller Himmel.*
Edition Weinviertel, Gössing/Wagram 2002